

Franz Januschek (Flensburg / Oldenburg)

Armut ist (k)eine Schande

„Armut schändet nicht“ sagt das Sprichwort. Die herrschenden Diskurse in Deutschland zeigen aber das Gegenteil. Anhand einer kritischen Analyse der Berichterstattung einiger Zeitungen zur Veröffentlichung des sogenannten „Armutsatlases“ im Mai 2009 wird gezeigt, dass arme Menschen diskursiv ausgegrenzt werden, und zwar gerade dann, wenn JournalistInnen den Kampf gegen zunehmende Armut als besonders wichtig darstellen. Die Frage nach der Verallgemeinerbarkeit qualitativer Feinanalysen für eine kritische Diskursanalyse nach und trotz Foucault wird methodologisch erörtert.

Poverty is (not) a shame

„Poverty is not a shame“ says the proverb. The dominant discourses in Germany, however, show the opposite. The paper demonstrates (based on a critical analysis of the reporting upon the publication of the so-called „poverty atlas“ in May 2009 by some newspapers), that poor humans are excluded from discourse even if journalists represent the fight against increasing poverty as particularly important. In this context, the paper focusses on the methodological question of how generalizations can be generated from qualitative micro-analyses in CDA after and despite Foucault.

Bieda to (nie) wstyd

„Bieda nie hańbi“ powiada przysłowie. Dominujące dyskursy w Niemczech pokazują jednak coś przeciwnego. Na przykładzie krytycznej analizy sprawozdań kilku gazet z okazji wydania tzw. „Atlasu o biedzie” w maju 2009 roku udowodniono, że biedni ludzie są wykluczani poprzez dyskurs, szczególnie wtedy, kiedy dziennikarze przedstawiają walkę z rosnącą biedą jako ważny problem. W pracy omówiona jest również kwestia uogólnień w jakościowych analizach szczegółowych w ramach Krytycznej Analizy Dyskursu w ujęciu metodologicznym według i w opozycji do Foucaulta.

Unser Erzählwissen ist voll von Geschichten über arme Menschen, die moralisch besonders positiv eingeschätzt werden. Dies ist in der Bibel ebenso der Fall wie in Grimms Märchen; und es spiegelt sich in Gemeinplätzen wie „Armut schändet nicht“ oder „Armut ist keine Schande“. Selbst in der Blüte des US-amerikanischen Kapitalismus, wo nach Max Weber der geschäftliche Erfolg zum wesentlichen Beweis für die Zugehörigkeit zur Gemeinde der erlösten Christen avancierte, durften die durch Ausbeutung reich Gewordenen ihren Reichtum nicht genießen, sondern mussten persönliche Askese mit der Reinvestition ihrer Profite verbinden. Denn dass ein Reicher ins Himmelreich komme, sei eben höchst unwahrscheinlich.

Andererseits sind gerade diese Geschichten ein Hinweis darauf, dass die alltäglichen Einstellungen und Selbstverständlichkeiten anders sind. Denn es handelt sich ja durchweg um Geschichten, die das Besondere, das Unerwartete herausstellen. Ein armer Mensch teilt seine Habseligkeiten mit Seinesgleichen, während ein reicher hartherzig und geizig andere verkommen lässt: So ist es im Märchen – aber in der Realität fürchten wir uns doch eher vor den Armen, die uns aus Not bestehlen könnten, und vertrauen reichen Bankiers unser Vermögen freiwillig an.

Die Widersprüchlichkeit unserer Diskurse zum Thema „Armut“ scheint mir nicht nur ein allgemeines Merkmal der abendländischen Kultur zu sein. Vielmehr halte ich es für erforderlich, die besonderen Merkmale unserer gegenwärtigen Diskurse zu beschreiben, die durch eine beschleunigte Reflexivität gekennzeichnet sind: Gespiegelt wird nicht nur, was wir erleben, sondern auch die Spiegelung des Erlebten, wie sie uns unablässig in diversen Medien präsentiert wird; und diese Spiegelung des Gespiegelten wird auch selbst alltäglich wiederum zum Gegenstand der Diskurse.

Es wäre denkbar, etwa Statistiken über die Korrelation von Einkommen und Kriminalität heranzuziehen und diese mit den Einstellungen zu Armut zu vergleichen. Das will ich jedoch vermeiden, weil die Einstellungen zu Armut und die damit verbundenen Tabus wesentlich älter sind als die betreffenden Statistiken, so dass anzunehmen ist, dass Statistiken im Alltagsdiskurs nicht bestimmte Einstellungen *begründen*, sondern vielmehr zu deren nachträglicher *Rechtfertigung* benutzt werden. Der Topos „Armut schändet nicht“ dürfte als solcher auch ziemlich immun gegen Statistiken sein, selbst wenn diese eine deutliche Korrelation zwischen Armut und Kriminalität (bestimmter Art) ergeben.

Am 18.Mai 2009 veröffentlichte der Deutsche Paritätische Wohlfahrtsverband seinen „Armutsatlas“ der Bundesrepublik Deutschland. Tags darauf wurde darüber von der gesamten Presse der Republik an im Durchschnitt sehr prominenter Stelle berichtet. Der „Atlas“ sah so aus (Abb.1):



Abbildung 1: Armutsatlas

Wo wohnen die meisten armen Menschen in Deutschland? Selbst wer keine Ahnung von den wirtschaftlichen Verhältnissen im Land hat und keine erläuternde Legende für diese Landkarte besitzt, wird sofort erkennen, dass es die östlichen Bundesländer sind, weil nämlich Rot eine Warnfarbe ist und der höhere Sättigungsgrad dieser Farbe nicht etwa *Sattheit* anzeigt, sondern eine höhere *Gefahr*, also eher „Hunger“. Armut ist ein *Problem*. Man könnte einwenden, dies sei doch ziemlich trivial, denn wer wollte leugnen, dass Armut ein Problem ist? Der Einwand ist aber nur halb berechtigt; denn ist nicht auch Reichtum ein Problem? Oder noch genauer: Ist nicht gerade die drastisch ungleiche Verteilung von Armut und Reichtum das eigentliche Problem? Bereits auf der Ebene der visuellen Kodierung der Einkommensverhältnisse zeigt sich hier eine Doppeldeutigkeit, die den diskursiven Umgang mit dem Thema prägt.

Was tut man als DeutscheR, wenn man diese Landkarte betrachtet? Man sucht natürlich die *eigene* Region und vergleicht deren Farbe mit der der anderen. Wie fühlt man sich dann, wenn man feststellt, dass man in einer „roten“ Region lebt, und wie, wenn man in einer hellgelben Region lebt? Und wie fühlt man sich, wenn man in Bremen oder Ostfriesland lebt, unter ebenso viel Armen wie sonst

nur noch in Ostdeutschland, der ehemaligen DDR? Ich vermute, man empfindet die rote Farbe als Stigma, und zwar auch dann, wenn man selbst über ein hohes Einkommen verfügt. Wer hingegen in den hellgelben Regionen lebt, wird froh sein, nicht zu „denen da unten“ zu gehören.

Meine These ist, dass diese Haltung gegenüber Armut unsere öffentlichen Diskurse deutlicher prägt als die Angst vor dem Verlust lebensnotwendiger Ressourcen. Die Angst, arm zu werden, ist geringer als die Angst, als „arm“ zu gelten. „Armut“ ist mehr *Stigma* als *Not* – zumindest im öffentlichen Diskurs.

Am deutlichsten brachte dies die Bildzeitung mit Ihrer Schlagzeile (in riesigen Lettern: 7 cm)

Ab wann bin ich arm?

zum Ausdruck. Diese Formulierung scheint einen ganz anderen Fokus zu setzen als der veröffentlichte Armutsatlas:

- Das Atlas-Thema „regionale Verteilung“ von Armut und Reichtum wird völlig ignoriert.
- Das Thema „Wer ist arm?“ wird nicht angesprochen.
- Das zu Berichtende wird in Frageform dargeboten.
- Die Frage richtet sich an den Fragenden selbst.
- Die Frage richtet sich nicht auf das „Ob“ von Armut, sondern auf ein „Ab wann?“

Die anzusprechenden RezipientInnen (durchweg Laufkundschaft vor Kiosken und Zeitungsläden) können die Frage nur verstehen, wenn sie sie als mögliche *eigene* Frage verstehen, und nicht etwa als eine Frage, die sich der Zeitungsredakteur wegen seiner speziellen biographischen Situation selber gestellt hat. Der Schlagzeilenproduzent der Bildzeitung ging also davon aus, dass sich die Laufkundschaft angesichts der Veröffentlichung des Armutsatlases gerade mit dieser Frage am ehesten würde identifizieren können: Ab wann bin ich arm?

Nun ist es klar, dass man diese Frage nur sinnvoll stellen kann, wenn man *nicht* arm ist, aber arm werden könnte.

Weiterhin wird präsupponiert, dass es eine *Grenze* gibt, von der ab jemand arm ist, und dass diese Grenze auf einer *Skala* zu finden sein muss, nämlich entweder auf einer Zeitskala oder einer zu der Zeit analogen Skala, falls man das „wann“ als metaphorisch versteht.

Drittens muss der sich selbst so Fragende wohl präsupponieren, dass er nicht ohne Weiteres *weiß*, wo diese Grenze liegt, m.a.W., dass es für ihn nicht *evident* ist, ob jemand arm ist oder nicht, mithin, dass es dafür nicht auf das subjektive Empfinden ankommt, zumindest nicht allein darauf. Manifeste Not, Hunger, Schulden, Wohnungsmängel, Krankheit usw. sind keine hinreichenden, vielleicht nicht einmal notwendige Kriterien für Armut.

Wenn man aber all dies voraussetzt, wieso kann dann die Frage „Ab wann bin ich arm?“ derart aufregend sein, dass die Bildzeitung erwarten kann, mit

deren extrem großer Aufmachung besonders viele Käufer zu gewinnen? Handelt es sich denn nicht einfach um eine statistische Festsetzung, die über die subjektive Befindlichkeit nichts aussagt?

Die Antwort ist, so meine ich, einfach: Die Frage „Ab wann bin ich arm?“ wird verstanden im Sinne von „Ab wann *gelte* ich als ‚arm‘?“ Und *arm* wird als Stigmawort verstanden, unabhängig davon, ob man materielle Not leidet¹. Armut ist eine Schande².

Dass *arm* hier tatsächlich in seiner Funktion als Stigmawort gebraucht wird, ergibt sich auch, wenn man in einem Gedankenexperiment fragt, ob die Bildzeitung etwa mit folgender vergleichbarer Schlagzeile Käufer gewinnen könnte:

Ab wann bin ich fett?

wenn gerade eine Studie über die Anzahl der Übergewichtigen in Deutschland publiziert worden wäre, die die Grenze zur Übergewichtigkeit in einem ähnlichen normalistischen Verfahren festgelegt hätte. Übergewicht ist ja durchaus etwas Bedrohliches und betrifft eine nicht unerhebliche Anzahl von Mitbürgern. Eine solche Schlagzeile würde aber wenig Aufmerksamkeit erregen, weil fett zu sein und als fett zu gelten in unserer Kultur nicht erheblich auseinander klaffen.

Die Angst davor, als arm zu gelten, sollte also die Massen zum Kauf der Bildzeitung veranlassen. Dass wirkliche Armut auf diese Weise zynisch verharmlost wird, mag man der Bildzeitung ankreiden – aber erzeugt hat sie diesen Zynismus nicht, sie hat ihn nur ausgenutzt. Man könnte sogar sagen, sie habe ihm entgegengewirkt, denn im Kommentar auf der folgenden Seite wird das Verfahren der Festlegung von Armutsgrenzen recht drastisch als statistische Willkür denunziert.

¹ Die Festsetzung der Armutsgrenze bei 60% des mittleren Einkommens ist ein flexibel-normalistisches Verfahren im Sinne von Jürgen Link 1996. Ein solches Verfahren wird z.B. auch in Schulen angewandt, wenn man für eine Lerngruppe ein mittleres Leistungsniveau ermittelt und, davon ausgehend, den Prozentsatz derjenigen SchülerInnen, die sitzenbleiben oder die in eine „höhere“ Schulform wechseln. Der Unterschied besteht allerdings in der Regel darin, dass SchülerInnen und LehrerInnen glauben, sie orientierten sich gerade *nicht* am Mittelmaß. Wiederum anders ist es bei Intelligenztests: Man kann zwar Angst davor haben, sich durch einen solchen Test als minderbegabt zu erweisen; aber dieses Ergebnis würde man dann in der Regel als die Aufdeckung eines objektiven Faktums erleben, weil man die Validität eines psychologisch vielfach erprobten Instruments gar nicht anzweifelt. Die Bedrohlichkeit der Stigmatisierung als „arm“ hingegen besteht gerade darin, dass man von seiner Umwelt künftig nach Kriterien eingeschätzt zu werden befürchtet, die der normalistischen Einstufung durch das Erhebungsverfahren gar nicht zugrunde liegen.

² Zur begrifflichen Klarstellung: Nicht alles, was man nicht sein möchte (z.B. krank), ist eben dadurch schon eine *Schande*. Wenn man *Schande* als einen moralischen Makel begreift, den man sich durch schuldhaftes Verhalten selbst zugezogen hat, ist Armut in den meisten Fällen sicher keine *Schande*, und der entsprechende Topos besteht zu Recht. Ich verwende den Ausdruck hier aber in dem etwas abgeschwächten Sinne: eine *Schande* kann auch ein Makel sein, der einem von Dritten zugefügt wurde.

- Das bis hierher benutzte Analyseverfahren bestand im Wesentlichen in
- der Herausarbeitung der Präsuppositionen des Textes
 - dem Vergleich mit alternativ erwartbaren Formulierungen
 - dem Vergleich mit anderen Umständen, unter denen eine solche Formulierung gewählt werden könnte³.

Vorausgesetzt wurden außerdem einige allgemein bekannte Fakten über das Medium „Bildzeitung“, vor allem die Tatsache, dass es sich um ein außerordentlich erfolgreiches Boulevardblatt handelt. Weitergehendes Wissen, etwa über Auflagenhöhe, Identität der Redakteure, politische Ausrichtung des Blattes oder seines Verlages, war für die Analyse nicht erforderlich.

Lässt sich auf diese Weise die Frage beantworten, ob im heutigen Deutschland Armut allgemein als Schande gilt? Woher können wir wissen, ob es nicht auch Schlagzeilen gibt oder geben könnte wie:

Die Armutstugenden bröckeln

in denen Armut als etwas moralisch Positives⁴ präsupponiert wird (alle wissen, dass es die Tugenden der Armut gibt)? Natürlich kann man das nicht mit Sicherheit wissen – es wäre vielleicht sinnvoll, empirisch zu untersuchen, wie eine solche Schlagzeile von den heutigen Deutschen verstanden würde, ob sie überhaupt als sinnvoll verstanden würde, ob sie als Beschreibung des Niedergangs eines geistlichen Armuts-Ordens oder womöglich in dem Sinne gedeutet würde, dass bei den Armen die letzten Barrieren zur Kriminalität zu fallen drohen.

Es ist nach meiner Auffassung der Sinn der Kritischen Diskursanalyse, solche Grenzen des Sagbaren bewusst und eben dadurch überwindbar zu machen. Es geht also nicht einfach um die Frage:

(a) Wie *wird* über Armut gesprochen?

sondern um die Frage:

(b) Wie *können* wir über Armut sprechen, wenn wir verstanden werden wollen?

Wenn man nur die Frage (a), aber nicht die Frage (b) zu beantworten versucht, wird man die Erklärung für die besondere Beschaffenheit eines Diskurses außerhalb des Diskurses selbst suchen müssen, typischerweise in den mentalen Dispositionen der beteiligten Menschen oder gar in bestimmten sozialen Verhältnissen, die die Menschen zu ihrem diskursiven Verhalten zwingen. Diskursanalyse

³ Solche Verfahren betrachte ich als *Spiel*: Sie enthalten Elemente des Fiktiven, des Interaktiven und durchaus auch des Vergnüglichen und Überraschenden (Januschek 2008). Es lässt sich begründen, dass erst dieses *Spiel* die Diskursanalyse überhaupt zu einer *kritischen* macht.

⁴ Auch wenn Armut im Prinzip als etwas *moralisch* Positives gelten könnte, so gilt sie doch als etwas grundsätzlich Negatives: Dem geläufigen Ausdruck *Armutsbekämpfung* könnte man nicht einfach den Ausdruck *Armutsförderung* gegenüberstellen; denn letzterer würde sicher spontan im Sinne von „Förderung der Armen“, also eigentlich im Sinne von „Armutsbekämpfung“ verstanden werden. Armut zu *fördern* ist ungehörig.

ist dann nicht mehr als ein neutrales linguistisches Werkzeug zur Analyse (und Kritik) außerdiskursiver Verhältnisse (z.B. van Dijk 1993). So legitim dies sein mag, so wenig scheint es mir jedoch theoretisch haltbar zu sein, denn diskursive Praxis ist nicht sinnvoll von materieller Praxis abtrennbar. Außerdem sehe ich wenig Sinn darin, das, was die traditionelle Textkritik, Sprachkritik und Philologie seit Jahrhunderten immer schon praktiziert hat, mit dem hochtrabenden Terminus „Diskursanalyse“ zu bezeichnen, bloß weil nun auch verstärkt gesprochene Sprache und deren Begleitumstände zum Forschungsgegenstand werden.

Um aber die Frage (b) zu beantworten, reicht offenkundig die bloße Beschreibung eines Diskurses nicht aus – egal wie umfangreich das Datenkorpus ist. Fakten selbst sagen nichts über ihre eigene Notwendigkeit aus. Nachzuweisen ist vielmehr, dass bestimmte Äußerungen nicht sagbar wären, selbst wenn sie formuliert werden können, d.h. dass sie als Tabubruch oder systematisch missverstanden werden würden. Die Frage der Verallgemeinerbarkeit stellt sich damit so: Wie lässt sich zeigen, dass eine Äußerung, die in einer bestimmten Diskursgemeinschaft (diesen Terminus führe ich vorläufig in einem alltagssprachlichen Sinne ein) anstößig oder systematisch missverständlich wäre, über diese (womöglich sehr kleine) Diskursgemeinschaft hinaus ebenfalls anstößig und systematisch missverständlich ist? Dies ist ersichtlich eine quantitative Frage; aber sie lässt sich nicht mit einfachen quantitativen Verfahren beantworten, weil sich Diskursgemeinschaften nicht durch außerdiskursive Kriterien voneinander abgrenzen, sondern vielmehr gerade dadurch, dass in ihnen unterschiedliche Selbstverständlichkeiten gelten. Hier bewegen wir uns in einem methodologischen Zirkel. Der ist aber nur auf den ersten Blick fatal. Denn es handelt sich um den gleichen Zirkel, in dem sich die Grammatikforschung immer schon bewegte: Die Daten über den tatsächlichen Sprachgebrauch einer Sprachgemeinschaft, die sie erhebt, werden nicht „blind“ ausgewertet, sondern nur dann als relevante Daten gezählt, wenn es sich nicht um grammatische *Fehler* handelt, wie sie jeder Sprecher oft genug macht. Im Gegenteil, gerade die faktisch auftretenden grammatischen Fehler sind für Linguisten oft eine hervorragende Erkenntnisquelle für die korrekten Formen, die sie selbst gerade *nicht* zeigen, die aber von den RezipientInnen einer fehlerhaften Äußerung explizit oder implizit gefordert werden. Auf Kritische Diskursanalyse bezogen bedeutet dies: Das was wir als typisch für einen bestimmten Diskurs ansehen, sind einerseits immer solche Äußerungen, die weder uns noch anderen Beteiligten als Verletzung diskursiver Selbstverständlichkeiten auffallen, andererseits sind es Äußerungen, die anstelle eines „Fehlers“ (einer den Beteiligten auffallenden Verletzung diskursiver Selbstverständlichkeiten) *hätten* gemacht werden sollen, tatsächlich aber nicht gemacht wurden. Solche virtuellen Äußerungen nenne ich „Aussagen“. Sie zu ermitteln ist Ziel der KDA. Damit knüpfe ich an Michel Foucault an und grenze mich zugleich von ihm ab: Foucault betont in der „Archäologie des Wissens“ mehr

als deutlich, dass die „Aussagen“, die die „Diskurse“ konstituieren, gerade *nicht* etwas den empirischen Texten/Äußerungen *zugrunde* Liegendes seien. Andererseits betont er aber auch, dass eine empirisch produzierte Zeichenkette nicht schon als solche oder als linguistisch oder propositional geformte oder als Sprechakt eine Aussage sei, sondern dadurch und nur dadurch, dass sie zu anderen Aussagen und Praktiken eines diskursiven Feldes in einer je spezifizierbaren Beziehung stehe:

Eine Folge von Zeichen wird zur Aussage unter der Bedingung, daß sie zu „etwas anderem“ ... eine spezifische Beziehung hat, die sie selbst betrifft, – und nicht ihre Ursache, nicht ihre Elemente. (Foucault 1981: 129)

Foucaults Anliegen, Diskurse *als solche* zu beschreiben und nicht als bloßen Ausdruck einer ihnen zugrunde liegenden subjektiven Realität, um damit die je besondere Subjektivität („Subjektposition“) der an den Diskursen Beteiligten als etwas durch die Diskurse erst Ermöglichtes begreifbar zu machen, kann als wesentliche Grundlage jeglicher Diskursanalyse betrachtet werden, wenn diese nämlich einen Gegenstand eigener Art zu analysieren und nicht bloß Hilfswissenschaft für andere Zwecke zu sein beansprucht. Aussagen, insbesondere sprachlich formulierte, in Foucaults Sinne zu identifizieren, ist aber ein durchaus schwieriges Unterfangen:

Die Aussage wird nicht durch die geheime Präsenz des Nicht-Gesagten, der verborgenen Bedeutungen, der Repressionen heimgesucht“ (a.a.O., 160)

Aber:

Geben kann es in der Tat – und zweifellos gibt es immer – bei den Bedingungen des Auftauchens der Aussagen Ausschlüsse, Grenzen oder Lücken, die ihren Bezug abgrenzen, eine einzige Serie von Modalitäten für gültig erklären, Gruppen der Koexistenz abgrenzen und einschließen, bestimmte Anwendungsformen verhindern. (a.a.O., 161)

Man dürfe eben nur nicht diese spezifischen Begrenzungen der Regelmäßigkeit einer Aussage mit einer „tieferen“ Bedeutung ihrer geäußerten Formulierung verwechseln.

Um es am Beispiel *Armut* zu verdeutlichen: Eine simple Frequenzuntersuchung (Google) mit den heute üblichen Mitteln ergab im November 2009:

„Armut ist eine Schande für...“ 14 Treffer, davon die Hälfte von der Partei „Die Linke“

„Armut ist eine Schande...“ 16 Treffer, davon 4 ohne „für“

„Armut ist keine Schande“ 207 Treffer

Kein Kenner der deutschen Gegenwartsdiskurse würde daraus schließen wollen, dass Armut für uns *wirklich* keine Schande sei. Eher kann man aus dieser

extrem ungleichen Häufigkeitsverteilung der zueinander entgegengesetzten Äußerungen schließen, dass es *verpönt* ist, zu *sagen*, Armut sei eine Schande (es sei denn „eine Schande für unser Land“ o.ä.). Die relevante diskursive Realität kann man offenkundig nicht durch das Auszählen von Behauptungen, die als solche „Wissen“ repräsentieren, ermitteln. Die Macht, die sich in Diskursen manifestiert, zeigt sich nicht direkt in der „wörtlichen“ Bedeutung gemachter Äußerungen, sondern in den Regeln, die ihre Äußerung unter je bestimmten Bedingungen ermöglichen oder verhindern⁵.



Abbildung 3: Frankfurter Rundschau 19.5.2009 – S.1

Von der Berichterstattung über die Zunahme des Wohlstandsgefälles zwischen den Regionen sollte man – neben der Darstellung von ökonomischen Fakten, Ursachen und Folgen – durchaus auch Informationen über die subjektive Seite dieses Prozesses erwarten können: Wie erleben es Menschen, dass sie im Vergleich zu anderen reicher bzw. ärmer geworden sind? Welche Perspektiven entwickeln sie? Eine solche Berichterstattung muss daher auch einschließen, dass Sympathie mit Not Leidenden ausgedrückt wird oder Antipathie gegenüber Geiz, Gier o.ä.. Nicht zwingend, aber dennoch selbstverständlich, ist allerdings, dass man den Prozess als unumkehrbar unterstellt, den Reichtum der Reichen als ungefährdet, die Bedrohung der Armen aber als riesengroß und die Hoffnung auf Besserung als klitzeklein. Bei kranken Menschen würde man so etwas nicht tun, nicht einmal dann, wenn es sich um wahrscheinlich tödliche Erkrankungen handelt.

Die Berichterstattung der linksliberalen *Frankfurter Rundschau*(FR) ist in dieser Hinsicht unauffällig und selbstverständlich – und gerade deshalb bedenklich. Aufgemacht wird auf S. 1 mit „Armut teilt das Land“ und auf S. 2-3 mit „Ein Land zerfällt“.

Deutlich ist in dem Artikel die Perspektive auf die armen, und nicht die reichen, Regionen, die auch noch ausdrücklich in eine makabre Rangfolge ge-

⁵ Aus der These, dass das „Auszählen“ nicht ausreicht, um die geltenden diskursiven Regeln zu beschreiben, folgt nicht, dass solche quantitativen Analysen überflüssig wären. Im Gegenteil: Gerade die sich rasch entfaltenden Verfahren der informationstechnisch gestützten Korpuslinguistik ermöglichen wesentlich verbesserte Einsichten über die Grenzen des Sagbaren. Dies hat z.B. Wolfgang Teubert, deutlich anknüpfend an einen Diskursbegriff im Sinne Foucaults, gezeigt, u.a. auch mit Bezug auf das Lexem *arm*. (Teubert 2006)

setzt werden: „Wo ist das Armutsrisiko am größten?“ Der Ausdruck „Armutsrisiko“ lässt sich hier doppelt verstehen: zum einen im rein statistischen Sinne (von vier Menschen *ist* einer arm), zum anderen aber auch als die Wahrscheinlichkeit, in dem betreffenden Land arm zu *werden*. Die Wahrscheinlichkeit, aus der relativen Armut herauszukommen, wird nicht thematisiert. Stattdessen wird auch für die relativ reichen Bundesländer eine Bedrohung durch zunehmende Armut aufgrund der „Krise“ beschworen. Die Tendenzunterstellung zum Negativen findet sich exemplarisch in folgendem Satz:

Und da sind Regionen im Nord-Westen der Republik, wo viele Haushaltseinkommen mittlerweile an ostdeutsches Niedrigniveau heranreichen. Bremen etwa liegt trotz positiver Entwicklung seit 2005 mit einer Armutsquote von 19,1 Prozent nur ganz knapp hinter Sachsen.

Bei den Menschen in einigen ostdeutschen Regionen könnte die Tatsache, dass es bei ihnen „mittlerweile“ weniger Arme gibt als in manchen westdeutschen Regionen, Hoffnung und vielleicht auch Stolz auslösen. Das ist ebenso logisch wie die von der FR beschriebene Bedrohungsperspektive, es wird aber von ihr völlig ausgeblendet.

Bei aller Kritik an der Politik, die das zunehmende Wohlstandsgefälle zu verantworten hat, nimmt der FR-Artikel ganz nebenbei auch hin, dass Armut ein Stigma („Etikett“) ist:

Ehne, mehne, muh – fast jeder Dritte hier lebt mit dem Etikett arm – zumindest was die Flaute im Portemonnaie angeht.

Stigmatisierung ist eine Form der Ausgrenzung; und diese erfolgt diskursiv vor allem durch die folgenden Verfahren:

- Es wird aus der Perspektive einer Wir-Gruppe berichtet, zu der die Ausgegrenzten, die Sie-Gruppe, ganz selbstverständlich nicht gehören.
- Die Ausgegrenzten kommen nicht zu Wort, auch nicht, wenn es um sie geht.
- Was die Ausgegrenzten äußern, wird als irrelevant behandelt (oder zur Bloßstellung verwendet).

Die FR lässt (zumindest an diesem Tag) die Betroffenen nicht, wohl aber den Armutsforscher Professor X. im Interview und mit Bild zu Wort kommen. Dort entwirft dieser ein wahres Schreckensszenario und äußert u.a. Folgendes:

Wir werden soziale Verwerfungen haben, und auch viel schärfere Verteilungskämpfe. (...)

Auf uns kommt eine riesige Entlassungswelle zu, und als erste verlieren die ihren Job, die schlecht qualifiziert sind und die man für unflexibel hält – wie Frauen mit Kindern. (...)

Längerfristig fürchte ich zudem, dass wir nach einer Verjüngung der Armut in den letzten Jahren nun wieder verstärkt mit Altersarmut rechnen müssen (...)

Hier werden die von Armut Betroffenen nicht nur von der Wir-Gruppe geschieden, sondern schließlich zusätzlich noch entsubjektiviert und in den abstrakten soziologischen Termini „Verjüngung der Armut“ und „Altersarmut“ aufgelöst⁶.

Wenn diese Art der – im Gegensatz zur Bildzeitung durchaus regierungskritischen – Berichterstattung von uns als wenig auffällig und nicht als widersprüchlich verstanden wird, so teilen wir offenbar die zugrunde liegenden Selbstverständlichkeiten, zu denen gehört, dass „wir“ zum Glück nicht so sind wie „die“, die Armen, die eh keine Chancen mehr haben.

Von der Berichterstattung der linken und basisdemokratischen taz („die tagesszeitung“) konnte man erwarten, dass sie die Zunahme des Wohlstandsgefälles nicht nur politisch und ökonomisch kritisiert, sondern dies auch aus der Perspektive der durch die hegemoniale Politik Geschädigten tut und diesen auch eine Stimme gibt. Tatsächlich jedoch ähnelt die Berichterstattung sehr der der FR:



Abbildung 4: taz-Schlagzeile 19.5.2009

Die diskursive Ausgrenzung durch die Schlagzeile (Abb. 4) ist offenkundig: Nur wer sich „die“ Armen als homogene Sie-Gruppe vorstellen kann, die in bestimmten Gegenden wohnt, kann diese Formulierung als sinnvoll verstehen. Die Wohngegenden der Armen in Westdeutschland werden zudem als „Ecken“ bezeichnet; das ist eine metaphorische Perspektivierung („ich in der Mitte, die da in der Ecke“), die ganz sicher nicht von Empathie gegenüber „den Armen“

⁶ Es ist üblich und gilt nicht als anstößig, dass Sozialforscher Benachteiligte oder Unterdrückte zu ihrem Objekt machen und auf diese Weise zum Ausbau ihres akademischen Einflusses nutzen – ohne dabei den „Beforschten“ Name und Stimme zu geben. Mit kritisch-diskursanalytischer Distanz wird man feststellen, dass dies (im Gegensatz zu den herrschenden Diskursen) auch als Zynismus gelten könnte. Tatsächlich hat es auch in der Kritischen Diskursanalyse Handlungsforschungs-Ansätze zur Überwindung dieses Missstands gegeben (Bredehöft 1994). Der Zynismus verdoppelt sich, wenn eine Zeitung ihrer wohlhabenden Leserschaft Sensibilität für Arme demonstriert, indem sie einem solchen Forscher Name, Gesicht und Wort verleiht und damit Werbung für seine Bücher und seine akademische Macht betreibt. Am 20. 6. 2009 stellte die FR dem gleichen Kollegen darüber hinaus eine ganze Seite zur Vorstellung seines Armut-Buches zur Verfügung.

geprägt ist, auch wenn sie vielleicht flapsig gemeint war. Ebenso im Kommentar unten auf der ersten Seite, wo man u.a. liest:

Warum kommen diejenigen, die in Vorpommern herumsitzen, jammern und Nazis wählen, nicht einfach nach Baden-Württemberg?

Zwar wird dies einen Satz später als „in Westdeutschland bislang verbreitete und stets überhebliche Sichtweise“ relativiert; aber sie wird immerhin zitiert, kommt also zu Wort. Auch in der taz kommen darüber hinaus einige Experten mit kurzen Zitaten zu Wort. Den Perspektiven der von Armut Betroffenen hingegen wird keine Stimme gegeben. In einem solchen Kontext kann dann das auf S. 2 folgende, 9 x 17 cm große Bild einer Betroffenen, die auf dem Foto tatsächlich in die „Ecke“ gerückt und bloßgestellt wird, nur noch arg denunziatorisch, und keineswegs mehr ironisch verstanden werden:

Dass so etwas im Rahmen einer sich als links und kritisch verstehenden Berichterstattung überhaupt möglich ist und nicht schon von der Redaktion als skandalös abgelehnt wird, stellt das eigentlich diskursanalytisch interessante Faktum dar.

Natürlich ist die Breite des deutschen Armutsdiskurses damit noch nicht vollständig charakterisiert. Eine weitere Facette ergibt sich, wenn man Zeitungen aus den durch den Armutsatlas als bedroht dargestellten „Abstiegsregionen“ selbst heranzieht. Erstaunlich ist z.B. die Berichterstattung der Oldenburger Nordwestzeitung (NWZ), deren überregionaler Teil auch in Ostfriesland verkauft wird, also dort, wo in Westdeutschland die relativ meisten Armen leben. Die NWZ erwähnt den Armutsatlas auf S. 1 mit keinem Wort. Erst auf S.6, der „Niedersachsen“-Seite, wird darüber berichtet; und das Thema ist hier zunächst nicht „Armut“, sondern „Wohlstand“: „Wohlstand höchst unterschiedlich verteilt“ (Abbildung 6). Ostfriesland wird in der Einleitung als „Sorgenkind“ bezeichnet (eine Metapher, die die Hoffnung auf eine positive Entwicklung einschließt), und diesem Sorgenkind wird sofort die erfreulichere Nachricht über andere „entspanntere“ Regionen an die Seite gestellt. Ein Vergleich mit ostdeutschen Regionen – eines der wichtigsten Themen der überregionalen Presse und des redaktionellen Teils des Armutsatlases selbst – wird nicht vorgenommen. Auch in der



Sozialhilfeempfängerin in Anklam Foto: Annette Hausschild/Ostkreuz

Abbildung 5: taz 19.5.2009 – S.2

NWZ kommt kein in Armut lebender Mensch zu Wort; und das entspricht dem Blickwinkel auf die „Kinder aus sozial schwachen Familien“ auf dem Foto: von oben herab. Es sind „Sorgenkinder“, Kinder, für die man sorgen muss – aber sie werden nicht wie im taz-Foto mit Verwahrlosung in Verbindung gebracht.

Die nahe liegende Erklärung für diese unterschiedliche Berichterstattung bestätigt dennoch den allgemeinen Befund: Die von Armut selbst Betroffenen verdrängen die Diagnose, scheuen den Vergleich mit denen, denen es besser geht, und reden ihren Zustand schöner, als er womöglich ist. Das ist ein deutliches Zeichen von *Scham* – und Scham ist das subjektive Empfinden für eine *Schande*, die man trägt.

Wohlstand höchst unterschiedlich verteilt

STUDIE Paritätischer legt ersten regionalen Armutsatlas vor – Niedersachsen liegt unter Durchschnitt

In Niedersachsen selbst ist die Region Ostfriesland das Sorgenkind. Entspannter ist die Lage im Umland von Bremen und auch im Emsland.

VON OLAF REICHERT, REDAKTION BERLIN

BERLIN/HANNOVER – In Niedersachsen sind Wohlstand und Armut regional sehr unterschiedlich verteilt. Während das Umland Hamburgs und die Heide region die geringsten Armutsquoten aufweisen, ist Ostfriesland das Sorgen-

berg (10,0). Für Ostfriesland (inklusive Landkreis Friesland) wurde eine Quote von 20,3 Prozent ermittelt. Dort lebt jeder fünfte Einwohner unterhalb der Armutsgrenze. Die Region Oldenburg (ohne Wesermarsch und Friesland) kommt auf 16,2 Prozent, die Wesermarsch auf 17,4 Prozent.

Problemregionen

„Deutschland ist sozial und regional tief zerrissen“, sagte Verbands-Hauptgeschäftsführer Ulrich Schneider bei der Vorstellung des Atlas'. In vielen Regionen gebe



In diesem Hildesheimer Kinderrestaurant bekommen Kinder aus sozial schwachen Familien ein warmes Essen. BILD: DPA

ARMUTSGRENZEN

Als „arm“ gilt, wer weniger als 60 Prozent des mittleren Einkommens zur Verfügung hat. Das entspricht monatlich in Euro (Stand 2007):

Alleinstehende/r

- mit einem Kind: 994,-
- mit 2 Kindern: 1223,-

Paare

- ohne Kind: 1376,-
- mit 1 Kind: 1605,-
- mit 2 Kindern: 1835,-
- mit 3 Kindern: 2064,-

Abbildung 6: Nordwestzeitung 19.5.2009 – S.6

In keiner der vier untersuchten Zeitungen wurde offen gegen arme Menschen polemisiert oder wurde Armut als Schande beschrieben. Die Aussage „Armut ist eine Schande“ ergab sich erst bei systematischer Analyse der Texte. Sie ist auch nicht etwa eine Aussage, die die JournalistInnen den LeserInnen insgeheim unterjubeln wollten. Vielmehr handelt es sich um eine Aussage, die dem Verfassen und Rezipieren der Texte als Selbstverständlichkeit zugrunde liegt. Genau darin liegt die Brisanz dieses Ergebnisses, das eben nicht offen zutage liegt, sondern erst durch kritische Diskursanalyse ermöglicht wird.

Würde man hingegen andere Texte analysieren, die offen und ohne Skrupel Armut als Schande und Arme als verächtlich hinstellen, so käme man zu einem anderen Ergebnis, nämlich dem, dass es die VerfasserInnen dieser Texte *gibt* und dass sie eine verwerfliche *Position* vertreten. Im öffentlichen Meinungsstreit ist ein solches Ergebnis sicher bedeutsam – aber es sagt eben nicht viel über *Diskurse* aus, sondern nur über einige Leute, die an ihnen beteiligt sind⁷.

⁷ Ein besonders übles Pamphlet über den „Alltag von Hartz IV-Empfängern in Berlin – So ist es tatsächlich“ veröffentlichte „Welt Online“ unter dem Datum 9.11.2009. Die dazu veröffentlichten Kommentare (vor allem von Betroffenen) waren vernichtend und zeigten deutlich, dass es zum

Inwieweit ist das Ergebnis der Zeitungsanalysen verallgemeinerbar? Für welche Diskursgemeinschaft ist es charakteristisch? Um diese Fragen zu beantworten, wird man eine prinzipiell nicht begrenzbar Menge an Texten und Äußerungen untersuchen müssen – aber man wird aufgrund der Feinanalysen Verfahren entwickeln können, die das Auftauchen bestimmter Aussagen in einer Vielzahl von Dokumenten leichter zu erkennen erlauben. Insofern kann man Feinanalysen als Voraussetzung für die Strukturanalyse eines umfassenderen Diskursstranges ansehen; das wäre die Umkehrung der von Jäger & Jäger vorgeschlagenen und in vielen Untersuchungen praktizierten Reihenfolge (Jäger & Jäger 2007, 298ff.). Für diese Umkehrung spricht, dass es jeweils wenige einzelne Texte oder Äußerungen sind, die uns überhaupt erst auf die Virulenz bestimmter Aussagen aufmerksam werden lassen und zur Analyse eines Diskurses motivieren. Dem sollte auch methodologisch Rechnung getragen werden.

Literatur:

- Bredekötter, Sonja (1994): Diskurse über Arbeitslosigkeit. Gesprächsanalyse als Handlungsforschung. Wiesbaden.
- Dijk, Teun A. van (1993): Principles of critical discourse analysis. In: *Discourse & Society* 4 (2), S. 249-283
- Foucault, Michel (1981): *Archäologie des Wissens*, Frankfurt am Main. (frz. 1969).
- Jäger, Margarete/ Jäger, Siegfried (2007): *Deutungskämpfe. Theorie und Praxis Kritischer Diskursanalyse*. Wiesbaden.
- Januschek, Franz (2008): Kritische Diskursanalyse als Spiel. In: Jäger, Siegfried (Hrsg): *Wie kritisch ist die kritische Diskursanalyse? Ansätze zu einer Wende kritischer Wissenschaft*. Münster, S. 87-107
- Link, Jürgen (1996): Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. Opladen.
- Teubert, Wolfgang (2006): Korpuslinguistik, Hermeneutik und die soziale Konstruktion der Wirklichkeit. In: *Linguistik online* (www.linguistik-online.de) 28, 3

Prof. Dr. phil. Franz Januschek
Fakultät 3: Sprach- und Kulturwissenschaften
Institut für Germanistik
Carl von Ossietzky Universität Oldenburg
Ammerländer Heerstraße 114-118
D-26129 Oldenburg
E-Mail: franz.januschek@uni-oldenburg.de

Erkennen offener journalistischer Gemeinheiten keines diskursanalytischen Sachverstands bedarf. Dieser wäre aber sicher nützlich, um herauszuarbeiten, was die betroffenen Kritiker dieses Pamphlets selber wiederum über die Ausgrenzung von Armut voraussetzen. Diese Analyse kann hier nicht geleistet werden.

